



Agnès Poirier, **An den Ufern der Seine. Die magischen Jahre von Paris 1940–1950.** Aus dem Französischen von Monika Köpfe. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2019. 507 Seiten, 25 Euro



Hans Christoph Buch, **Tunnel über der Spree. Traumpfade der Literatur.** Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 2019. 256 Seiten, 20 Euro

Vom Betrand aus

Porträt von Paris in bewegten Zeiten

Von Ulrike Frenkel Das Positive vorweg: Agnès Poiriers Konzept, ein Zeitporträt vom Paris der Jahre 1940 bis 1950 zu zeichnen, überzeugt. Zu oft wurde in der Vergangenheit über Existenzialismus, Jazz und Aufbruchsstimmung in der Stadt der Lichter geschrieben, ohne dass man dabei den Nährboden des späteren Glanzes, die dunkle Okkupations- und Kriegszeit, berücksichtigt hat. Und gerade der erste Teil ihres Buchs, in dem die 44-Jährige die bis heute nicht wirklich eingestandene, geschweige denn bewältigte Verstrickung vieler Franzosen – auch Persönlichkeiten aus der Kulturszene – mit den deutschen Besatzern analysiert, die abenteuerliche Evakuierung von Menschen und Kunstschätzen in die Provinz und die alltägliche Not der Zurückbleibenden schildert, ist interessant und aufschlussreich. Das alles hat ja Folgen bis heute. Zwar gibt es bereits hier einige zumindest fragwürdige Deutungen und Fehler im Text, diese häufen sich dann allerdings im zweiten Teil, in dem Agnès Poirier versucht, die Stimmung nach 1945 einzufangen.

Es mag mit daran liegen, dass die in Paris aufgewachsene, seit Langem in London arbeitende Journalistin hier zunehmend im Flachen fischt, die wichtigsten politischen, gesellschaftlichen, literarischen Entwicklungen eher nebenbei abhandelt und sich hauptsächlich dem Drogenkonsum und den zahllosen Affären und Ehen ihrer Protagonisten von Jean-Paul Sartre bis Arthur Koestler, von Natalie Sarraute bis Juliette Gréco widmet. Und das streckenweise mit einer Naivität, als hätte es die MeToo-Debatte niemals gegeben. Im betulichen Ton bunter Blätter wird ein irgendwann ziemlich öder Reigen vorgeführt beziehungsweise auf zunehmend unangenehm distanzlose Weise so beschrieben, als hätte Poirier am Betrand gesessen, sei persönlich dabei gewesen: Zum Beispiel, wenn sie am Ende des Buchs Simone de Beauvoir, an ihrem Zimmerfenster auf Notre Dame blickend, wie eine Figur von Hedwig Courths-Mahler zeichnet. Diese Art als Sachtext getarnte Fake Reality erträgt man dieser Tage aus gegebenen Gründen nicht mehr so gut. Wer Geschichte als Roman erzählt, sollte das auch so nennen und wäre dann der Sorgfaltspflicht enthoben. ■■■

Berliner Urgestein

Ein Literat auf Traumpfaden

Von Klaus Hübner Die bezeichnende Geschichte, die Jörg Magenau in seinem Buch *Princeton 66* kolportiert hat, kommt nicht vor: Angeblich hat der junge Hans Christoph Buch, als er das ihm bei der Tagung der Gruppe 47 in Princeton zugeteilte Doppelzimmer zum ersten Mal betrat, tatsächlich geglaubt, seine Gastgeber hätten an alles gedacht und ihm sogar ein Mädchen ins Bett gelegt. Es war aber kein Mädchen, sondern Peter Handke. 53 Jahre ist das her.

Jetzt blickt Buch zurück auf seine Anfänge, die prägenden Jahre im »Ostwestberlin« der sechziger und siebziger Jahre, »Berlin war trotz oder wegen des Mauerbaus die Hauptstadt der deutschen Literatur«. Dort lebt der in Wetzlar geborene Diplomatensohn seit 1964. In den achtziger und neunziger Jahren war er wesentlich daran beteiligt, dass Schriftsteller aus Ost und West über Menschenrechtsverletzungen und Zensur reden und sich über das literarische Schreiben vor und nach der Wende miteinander austauschen konnten – das Motto dieser Literatentreffen ist nun Buchtitel geworden: *Tunnel über der Spree*.

Literaturgeschichte in Literaturgeschichten – darum geht es. Man lernt Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger, Marcel Reich-Ranicki, Reinhard Lettau, H. C. Artmann und zahlreiche andere Literaten näher kennen. Gesehen werden sie alle durch die Brille eines Autors, der mit Urteilen nicht geizt: »Es war schwer, fast sogar unmöglich, mit Günter Grass befreundet zu sein, weil er sich mit subalternen Höflingen umgab, die allem, was er sagte, schrieb und tat, ihren Segen erteilten, während er allergisch reagierte auf Kritik und von seinen Freunden Gefolgschaft verlangte.«

Immer geht es in diesen leichtfüßigen Porträts auch um das eigene Verständnis von Literatur. Einen Kosmopoliten hat man Buch oft genannt, gewürdigt hat man ihn wenig. »Die Literaturkritik wollte mich immer anders haben, als ich bin«, betonte Buch in seiner Dankrede zum Schubart-Preis der Stadt Aalen 2011. Schubart passe in keine Schublade, heißt es dort weiter, das galt natürlich auch für den Preisträger selbst. ■■■